

Die Schweiz leidet nicht an zu viel Geschichte, sondern an zu wenig – und der falschen

Schweizer Geschichte muss neu erzählt werden. Gefragt sind Perspektiven jenseits der Selbstgefälligkeit.



Auch Teil unserer Geschichte: zum Schwur vereinte Auslandschweizer auf Sumatra um 1898. (Bild: Moritz Suter)

Es ist das Schicksal eines Kleinstaates, der sich in der Rolle des Selbstgenügsamen gefällt: Die Schweiz bewegte sich stets im Windschatten der Weltpolitik. Doch ihre Geschichte bietet Erstaunliches – auch jenseits der Vormoderne mit ihren mythischen Schlachten. Man denke etwa an die territoriale Kontinuität und an die freiheitlich-liberale Tradition seit der Bundesstaatsgründung von 1848, an die direktdemokratische politische Kultur (die allerdings bis 1971 die Frauen ausschloss), den eigentümlichen Mix aus Konflikten, Krisen und Konsens, der immer wieder den Kitt für das viersprachige, topografisch wie sozial fragmentierte und streng föderal aufgebaute Staatsgebilde herstellte, oder auch an die für die Kleinheit des Landes enorm leistungsfähige Volkswirtschaft, die mit Geschick und Unverfrorenheit die Weltmärkte nutzte und Wohlstand generierte.

Mit gutem Grund schwärmte Herbert Lüthy, einer der scharfsinnigsten heimischen Historiker, 1961 von der «Schweiz als Antithese», notabene ohne in eine simple Sonderfallrhetorik zu verfallen. Die Eidgenossenschaft sei «kein Vernunftgebilde», sondern lasse sich nur historisch definieren. Fürwahr. Nur leider scheint sich das dringend notwendige Wissen um diese geschichtlichen Grundlagen zu verflüchtigen: in den Schulen, in den Medien, besonders aber in der politischen Auseinandersetzung, wo gerne freihändig mit Fakten umgegangen wird. Woher kommen wir? Who cares!

Heilsgeschichte im Nationalcontainer

Wie unproduktiv Geschichte hierzulande verhandelt wird, zeigte zuletzt das «Superjubiläumjahr» 2015, als ausgiebig über Morgarten und Marignano gestritten wurde. Der banale Erkenntnisgewinn: Die Schweiz übte sich weiterhin in jahrzehntealten Grabenkämpfen; hier wurden Mythen beschworen, dort dekonstruiert und für überholt erklärt. Die Öffentlichkeit elektrisierte das nicht. Die Nationalkonservativen sangen einmal mehr das alte Lied der Unabhängigkeit, Neutralität und Wehrhaftigkeit einer ländlichen Schweiz, die ab 1291 angeblich organisch wie eine Pflanze aus der felsigen Innerschweiz ihren heutigen Grenzen entgegenwuchs. Eine Heilsgeschichte im Nationalcontainer, immun gegenüber der Historiografie, die zwar keine exakte Wissenschaft ist, aber sehr wohl ein Handwerk mit klaren Regeln.

Die politischen Kontrahenten von links bis zum Freisinn bemühten sich im Verbund mit namhaften Historikern, diese nationale Meistererzählung aus der Zeit der Bundesstaatsgründung zu decodieren. Doch eine solche Mythenkritik hat immer etwas Reaktives; im Widerlegen von Mythen wird selbst von nichts anderem mehr geredet. Dabei sollte die Geschichte der Schweiz anders erzählt werden, mit aktualisierten, für das Verständnis der Gegenwart nützlichen Fragestellungen und Perspektiven. Vorschläge dazu liegen seit längerem auf dem Tisch.

So hat beispielsweise der Berner Geschichtspräsident André Holenstein bereits 2014 ein originelles Buch mit dem Titel «Mitten in Europa» publiziert, das wegweisend sein könnte für ein neues Verständnis der Schweiz. Darin beschreibt er die neuzeitlichen Eidgenossen als Netzwerker und schildert konsequent ihre wirtschaftlichen und politischen Verflechtungen mit den umliegenden europäischen Grossmächten, insbesondere mit Frankreich.

Das lange und insgesamt friedliche Überleben der Schweiz kann demnach nicht ausschliesslich als Eigenleistung missdeutet werden, wie dies lange getan wurde. Denn angesichts vielgestaltiger Abhängigkeiten zeigt sich, dass die Schweiz nicht nur das alleinige Werk der Schweizer ist. Oder wie es Holenstein pointiert formuliert: «Die Geburt der modernen Schweiz ist das Produkt ausländischer Staatsmänner und Diplomaten.» Das akademische Zauberwort für diese Art der Betrachtung lautet «transnational»: Während sich klassische Nationalhistoriker vor allem auf die Alleinstellungsmerkmale ihrer Staaten konzentrierten, geht es heute darum, die Verflechtungen eines Landes mit der übrigen Welt als zentralen Faktor für die Gestaltung der Verhältnisse im Land selber zu begreifen.

Eine Gesellschaft, die mit erstarrten positiven oder negativen Zerrbildern lebt, ist nur bedingt zukunftstauglich.

Der Blick auf Austausch und Abgrenzung ist eine Abkehr von der viel zu lange gepflegten isolierten Nabelschau und schützt vor Selbstgefälligkeit im Umgang mit der eigenen Geschichte. Das hat natürlich Auswirkungen auf das Selbstverständnis der Schweiz. Inwiefern ist etwa das bis heute identitätsstiftende Konzept der Willensnation, auf das sich das Land seit den 1870er Jahren beruft, eine nachträgliche Souveränitäts-Imagination, die vergessen machte, wie stark die Staatswerdung durch exogene Faktoren wie Geopolitik und Globalisierung geprägt war? Und was heisst das für unser Verhältnis zu Europa?

Für das nationale Selbstbild noch provokativer sind die Forschungsbeiträge zur sogenannten postkolonialen Schweiz, die – ebenfalls dem transnationalen Trend folgend – zeigen, wie sich koloniale Herrschaft ausgestaltete und zum Teil bis heute nachwirkt. Was hat das mit der Schweiz zu tun?, mag man sich fragen. Tatsächlich verfolgte die offizielle Eidgenossenschaft im Gegensatz zu anderen Kleinstaaten wie Belgien und Dänemark nie koloniale Ambitionen. Und doch waren Schweizer Akteure selbstverständlich Teil des westlichen Imperialismus in Afrika, Asien und Amerika – erstaunlich wäre ja vielmehr, wenn sie abseits gestanden wären.

Unternehmer und Handelshäuser geschäfteten früh und erfolgreich in Kolonien, exportierten und importierten nicht nur Produkte, sondern zogen auch einen Transithandel auf. Banken leisteten bedeutende Finanzierungshilfe, Kaufleute waren am transatlantischen Sklavenhandel beteiligt, Wissenschaftler, Diplomaten, Abenteurer reisten in die aussereuropäischen Gebiete, koloniale Denkmuster und Rassismus zirkulierten und veränderten die Schweiz. Diese Befunde sind zwar nicht gänzlich neu, illustrieren aber eine weltweite Dimension der nationalen Vergangenheit, die bisher zu wenig beleuchtet war und zum besseren Verständnis heutiger Globalisierungsprozesse beitragen kann.

Der Historiker Bernhard C. Schär hat denn auch kürzlich an einer Tagung dafür plädiert, den Raum und die Akteure der Schweizer Geschichte neu zu definieren: «Die Schweiz fand nie nur in Europa statt, sondern in einem polyzentrischen Netzwerk mit zahlreichen Aussenstationen auf der ganzen Welt. Diese Quasi-Kolonien integrierten die Schweiz nicht nur dauerhaft in die Geschichte der Welt in Übersee. Sie brachten die Welt auch kontinuierlich in die Schweiz zurück.» Problematisch ist die postkoloniale Forschung indes, wenn ohne Verständnis für die damaligen Zeitumstände anklägerisch moralische Urteile gefällt werden, wenn daraus direkt politische Forderungen bezüglich Rassismus und Rechte für Migranten abgeleitet werden und wenn allzu simple Kapitalismuskritik ertönt, nach der Losung: «Unser Reichtum basiert bis heute auf der Ausbeutung der anderen.»

Weder Saubermänner noch Bösewichte

Natürlich ist die Schweiz seit der Bundesstaatsgründung keine lineare Erfolgsgeschichte, sondern weist beträchtliche Ambivalenzen auf, gerade wenn der Blick global geweitet wird: die Verstrickungen in die kolonialen Gewaltregime, die schändliche Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkriegs, Raubgold und nachrichtenlose Vermögen aus der Nazi-Zeit, problematische Finanzgeschäfte mit Diktatoren und Unrechtsstaaten während des Kalten Kriegs und darüber hinaus, um nur einige dunkle Kapitel zu nennen.

So unangebracht wie die glorifizierte Heldengeschichte der Nationalkonservativen ist jedoch auch die Geringschätzung des Gewesenen. Die Schweizer sind weder die Saubermänner noch die Bösewichte der Weltgeschichte. Die neutrale Eidgenossenschaft ist mit sehr viel Glück, aber auch mit kluger und kalter Politik sowie beträchtlichen moralischen Konzessionen in den Weltkriegen militärisch unversehrt geblieben. Als wirtschaftliche Trittbrettfahrerin profitierte sie so pragmatisch wie opportunistisch und ergriff die sich bietenden Chancen der globalen Märkte. Aus einem Kleinstaat, der vor 150 Jahren eine Art Armenhaus Europas war, ist so eine prosperierende Nation geworden: wohlhabend, exportstark, bürgernah, effizient und freiheitlich. Selbst die angeblich so fremdenfeindliche Migrationspolitik

ist vergleichsweise gelungen, die Integrationsleistung der Schweiz beachtlich: No-go-Areas und Banlieues finden sich hierzulande jedenfalls keine. Auch diese Fakten gehören zu unserer Geschichte.

«Die Schweiz lässt sich weder heroisieren noch verteufeln; das gilt nicht nur für ihre Vergangenheit, auch für ihre Gegenwart», konstatierte Friedrich Dürrenmatt Mitte der 1960er Jahre. Als unehrlich geisselte er hingegen, dass die Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg nicht zu ihrer teilweise unrühmlichen Geschichte stehen wollte, sondern sie flugs ins Heldenhafte umdeutete. Das ist der springende Punkt auch für das heutige Geschichtsverständnis. Eine Gesellschaft, die mit erstarrten positiven oder negativen Zerrbildern lebt, ist nur bedingt zukunftstauglich. Gefragt sind nüchterne Erzählungen, welche die Schweiz nicht nur aus sich heraus erklären, sondern in ihrer globalen Verflechtung und auch Unappetitliches nicht verschweigen. Nur so können die richtigen Schlüsse für die Zukunft gezogen werden. Oder wie es Peter von Matt einmal formulierte: «Vergessen ist keine Kunst, Kunst ist die gerechte Erinnerung.»